

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

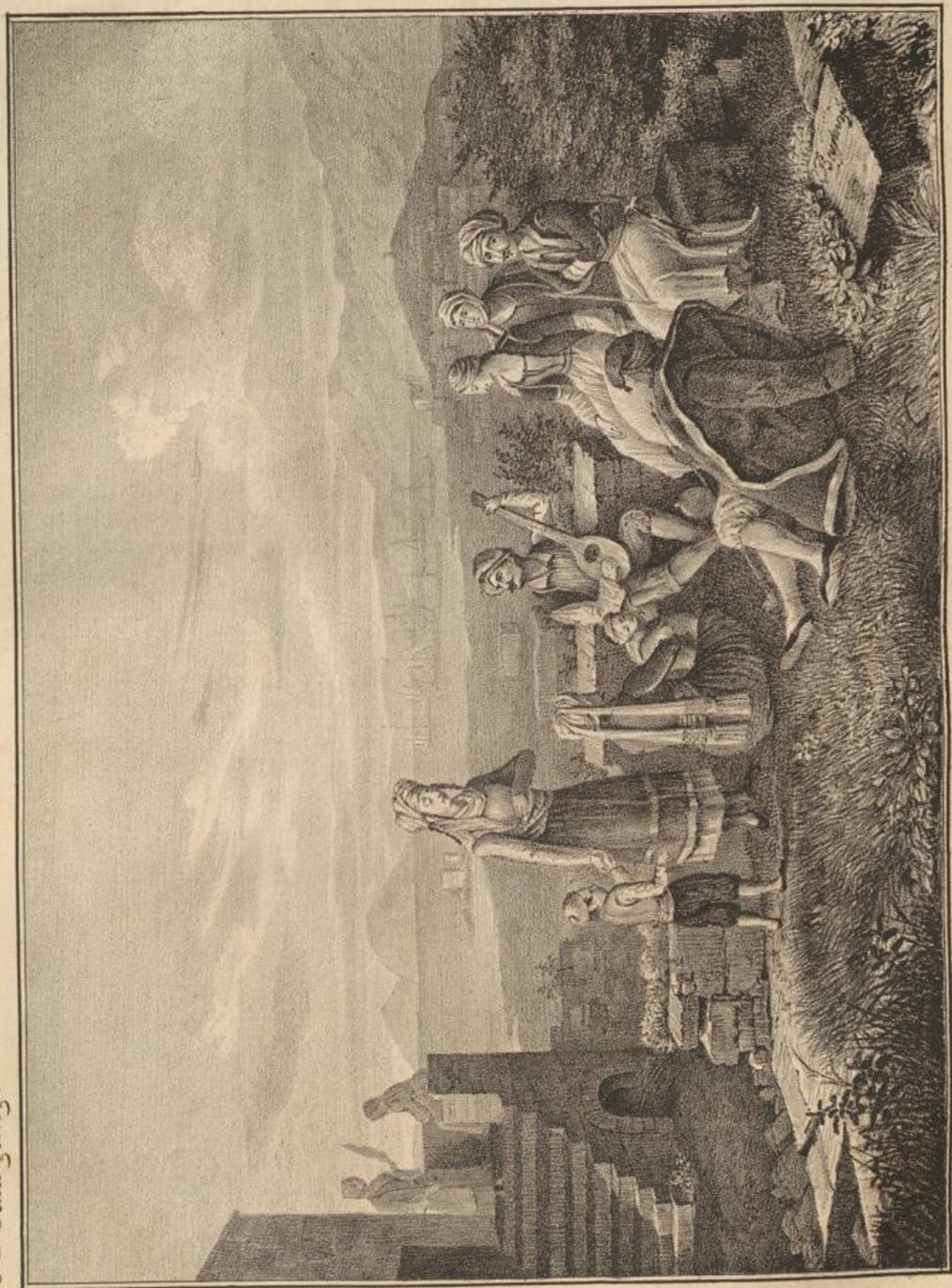
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1832**

35 (26.8.1832)

Tab. XXXV.

5 ter Jahrgang.



Griechen.

KARLSRUHER UNTERHALTUNGS-BLATT,

erscheint jeden Sonntag mit einer hübschen, auf den Inhalt Bezug habenden Abbildung. Der Plan ist: hauptsächlich die Jugend aus der Naturgeschichte, der Länder- und Völkerkunde, der Kunst etc. durch bildliche Darstellungen, verbunden mit ausführlichen Erklärungen belehrend, so wie ältere Personen durch interessante Aufsätze angenehm zu unterhalten. Das Karlsruher Unterhaltungsblatt wird im Abonnement jährlich für fl. 5. 12 kr. rh., Thlr. 3. — sechs. und mit den neuen Compositionen für fl. 7. 36 kr. — Thlr. 4. 8 ggr. sechs. — (im ganzen Grossherzogthum Baden franco per Briefpost) jede Woche geliefert und Bestellungen auf dasselbe werden jederzeit von sämtlichen Postbehörden, so wie von allen Buch- und Kunst-Handlungen des In- und Auslandes (in Strassburg in der Schulbuchhandlung von F. C. Heitz, Schlaugasse Nro. 3.) sowohl auf das Ganze von Nro. 1. an — jetzt aus fünfter Auflage — als auch auf jeden einzelnen Jahrgang angenommen und besorgt. (Auf acht Exemplare erhält man 1 Freyexemplar.) Der Ladenpreis für jeden Jahrgang ist fl. 7. 48 kr. rh., Thlr. 4. 12 ggr. sechs. und mit den neuen Compositionen fl. 11. — Thlr. 6. 12 ggr.

G r i e c h e n.

(Mit einer Abbildung.)

Fünfter Jahrgang 1832. Tab. XXXV.

Noch vor wenigen Jahren waren alle Zeitungen voll von den Heldenthaten der Neugriechen gegen die Türken. Es schien, als sei der Geist ihrer Väter in ihnen erwacht, und wie diese bei Marathon und Salamis, so vollbrachten die neuen Griechen auf den Trümmern von Athen und Missolonghi und auf den Gewässern des Archipelagus Wunder der Tapferkeit und erfüllten ganz Europa mit ihrem Kriegeruhme. Gewiß bewahren auch die meisten unserer Leser jene Erstaunen erregenden Berichte über dieses merkwürdige Volk noch in feischem Andenken; gewiß erinnern sie sich noch der Namen eines Alexander Ypsilanti und seiner heiligen Schaar, eines Canaris, der mit seinen Brüdern die türkischen Schiffe sammt ihren Paschas in die Luft sprengte, eines Markus Bozzaris, der sich mit dem Säbel in der Faust einen blutigen Weg bis zum Zelte des türkischen Heerführers bahnte; gewiß gedenken sie noch der Leiden, die der Sohn des Vicekönigs von Aegypten Ibrahim Pascha über dieses unglückliche Volk brachte, als er die Halbinsel Morea mit Feuer und Schwert verheerte, bis endlich die vereinte russische, französische und englische Flotte unter Admiral Codrington bei Navarino ihm Erlösung brachte; und in einer mörderischen Schlacht die türkische Seemacht von Grund aus vernichtete. Es wird ihnen darum nicht unwillkommen seyn, wenn wir ihnen zu beiliegender Zeichnung einige interessante Bemerkungen über die Neugriechen mittheilen.

In allen Theilen des festen Landes und auf den Inseln sind die jetzigen Griechen ein sehr schöner und rüstiger, sehr aufgeweckter, thätiger und betriebfamer Menschenstamm, ihren Vorfahren, den Hellenen, den Fehlern, der Form und Gesichtsbildung nach bei Weitem ähnlicher, als man es erwarten sollte. Griechische Sprache, Sitten, Gebräuche und viele Charactereigenthümlichkeiten der alten Griechen, sind noch überall vorhanden, und haben sich selbst unter dem Despotendrucke der Türken erhalten. Immer noch sind Eitelkeit und Partheisucht und Unruhe die hervorstechenden Fehler dieses Volkes, immer noch Vaterlandsliebe, Thatkraft und Tapferkeit seine Tugenden. Ja manche Reisende haben behauptet, die heutigen Athener besäßen noch immer den Leichtsin, der ihre Vorfahren auszeichnete. Diesen wird indeß von andern widersprochen, namentlich von Hughes, dem neuesten Reisenden, welcher sagt: „die Athener zeichnen sich jetzt weder durch Lebhaftigkeit des Verstandes, noch die Aekadier durch ländliche Einfachheit, die Böotier durch Stumpfsinn oder die Spartaner durch bedeutungsvolle Kürze in der Rede aus. Die schwer lastende Hand des Despotismus hat sie Alle zu einer gleichartigen Masse zusammengedrückt und ihre besondern Eigenthümlichkeiten gänzlich verwischt.“

In Beziehung auf das Aeußere der heutigen Griechen sagt derselbe Reisende: „Körperliche Schönheit des andern Geschlechtes ist unter diesem Himmelsstriche eine vergängliche Blume, die eine kurze Zeit herrlich blüht und dann schnell verwelkt. Eine junge Griechin von sechzehn Jahren zeigt oft eine wahre Engelsgestalt; im zwanzigsten ist oft keine Spur mehr davon vorhanden, und noch fünf Jahre später ist sie so häßlich, daß man sich eckelt, sie an-

zusehen. Es giebt dort nicht wie bei uns, einen allmählichen Uebergang der leichten Grazien der Jugend zu den Reizen der Reife, und von dieser zu der Würde des höhern Alters. Die Gestalt einer Euphilde verwandelt sich plötzlich in das Haupt einer Sorgone. Die Ursache dieses schnellen Verwelkens ist weniger der Einfluß des Klimas, als der unmäßige Gebrauch der warmen Bäder, in denen die Griechinnen mehrere Stunden des Tages, in Wolken von Dünsten gehüllt, zubringen. . . Diese raubt ihrer Haut die Farbe und erschläft ihre Fibern und Nerven, so daß sie schon nach dem zwanzigsten Jahre Runzeln bekommen, und alles Ungemach eines frühzeitigen Alters erdulden müssen.

Obgleich die griechischen Damen sich keine besondere Geistesbildung anzueignen pflegen, so kleiden sie sich doch auf eine sehr geschmackvolle Weise. Auch zeigen sie in der Art der Begrüßung viele Anmuth, indem sie den Körper ungezwungen vorbeugen und die rechte Hand unter die Brust legen. Ihre seidnen Gewänder werden durch einen Gürtel mit silbernen Agraffen besetzt; die Haare, mit Blumen oder Perlen durchflochten, hängen in Zöpfen über die Schultern hinab; die sehr gebogenen Augenbraunen werden schwarz gefärbt, auch pflegen sich die Frauen oft zu schminken."

„Der Tanz ist die einzige Lustbarkeit, die die heutigen Griechen genießen. Da sie die angenehme Unterhaltung, welche die Ton- und die Schauspielkunst gewähren, nicht kennen, ihre gesellschaftliche Unterhaltung aus Mangel an Erziehung und Bildung keine belebenden Reize erhält und sie sich nur selten den Freuden der Tafel überlassen, so ist ein Ball das einzige, was einige Abwechslung in ihr einförmiges Leben bringt. Uebrigens herrscht auf einem solchen Balle keineswegs die Fröhlichkeit und Munterkeit, welche bei dergleichen häuslichen Festen im gesitteten Europa statt finden. Die strenge Eingezogenheit, in welcher die Griechinnen gehalten werden, giebt ihnen ein steifes, genirtes Wesen; der übermäßige Gebrauch der Bäder raubt ihren Fibern die Spannkraft und Gewandtheit, welche so nöthige Erfordernisse zum Tanze sind; und was die Unterhaltung mit ihnen betrifft, so ist dieselbe, da sich ihre sämtlichen Kenntnisse auf einige elende Gemeinplätze beschränken und sie ihre natürlichen An-

lagen zum Wiß nie ausbilden, ziemlich geist- und geschmacklos.

Auch die Männer zeichnen sich nicht durch einen hohen Grad von Bildung aus. Zwar haben einige Familien angefangen, ihre Söhne auf deutsche und französische Universitäten zu schicken und diese, auf fremden Hochschulen gebildeten Griechen entwickelten in der Regel sehr glückliche Anlagen des Geistes und brachten einen reichen Schatz von Kenntnissen in ihr Vaterland zurück. Im Allgemeinen aber werden Wissenschaften und Künste von den Neugriechen noch nicht sehr hoch geschätzt und was sie in dieser Hinsicht vor den Türken voraus haben, ist nicht Bildung, sondern Bildsamkeit, d. h. die Fähigkeit, sich auf einen hohen Standpunkt geistiger Vereebung emporzuarbeiten.

So lange sie unter Türkischer Oberhoheit standen, war es ihnen nicht möglich, sich der Barbarei zu entwinden; die Tyrannei ihrer unmenschlichen Gebieter unterdrückte jede Geistesblüthe im Keime und ließ die Saat der Cultur nicht gedeihen, welche einzelne höher Gebildete ausstreuten.

Aber jetzt, da Griechenland frei ist, wird es mit schnellem Schritte dem Bessern entgegen gehen, und wenn auch vielleicht noch mehrere, wie vor Kurzem der Präsident Capodistria, als Opfer des Parteigeistes fallen, so wird sich doch Griechenland in wenigen Jahrzehnten den andern Ländern des gebildeten Europa's an die Seite stellen können, weil sich in dem Elemente seiner errungenen Freiheit die Blüthe der Cultur ungehindert entfalten und das Gute Wurzel fassen kann.

Die Gersau'sche Familie in den Graubünter Alpen.

(Beschluß von Seite 140.)

Rudeli sah den frommen Mann Gottes mit freudigem Staunen an, und traute kaum seinen Ohren, als ihm der Pfarrer sagte: „Ich verliere dich ungern, mein Sohn, weil ich dich herzlich liebe, aber ich weiß es wohl, daß der Schweizer nirgends Glück und Ruhe findet, als in seinen lieblichen Thälern zwischen den rauhen Gebirgen. Darum magst Du immer deinen Wanderstab ergreifen, und

der geliebten Heimath entgegen ziehen. Ich werde dich mit dem nöthigen Gelde hinreichend versehen. Willst du dort bleiben, so gib mir bisweilen von deinem Befinden Nachricht, und hast du Zeit, so besuche mich bisweilen. Glaubst du aber bei mir glücklicher und zufriedener zu leben, so komm wieder zurück zu mir, ich werde dich mit offenen Armen empfangen, und wie meinen eigenen Sohn aufnehmen.“ — Rudeli war bis zu Thränen gerührt über die Worte seines guten Pflegvaters. Was er so heiß ersehnt hatte, das sollte so bald in Erfüllung gehen!

Er schnürte nach einigen Tagen seinen Reisebündel, ergriff den Wanderstab, nahm den wehmüthigsten Abschied von seinem Wohlthäter, und wanderte nun, reichlich beschenkt, dem theuren Vaterlande zu.

Je näher er demselben kam, und je höher die stolzen Alpen sich empor dehnten, um so stärker pochte ihm das Herz, und um so emsiger verdoppelte er seine Schritte. Er hatte keine Ruhe, wandelte Tag und Nacht, und fühlte doch keine Ermüdung. Als nun die Wege immer steiler und rauher wurden, die Berge ihr stolzes Haupt immer höher erhoben: da ward seine Brust von den wundersamsten Gefühlen bestürmt, und er weinte vor Freude! D wie ganz anders war es jetzt, als vor dritthalb Jahren, da er mit seinem hochbejahrten Großvater heimlich und verstohlen flüchten, und seinem theuren Vaterlande den Rücken zukehren mußte. Die Dörfer, die damals in Asche lagen, standen schöner und anmuthiger aufgebaut da. Ueberall erblickte er Spuren einer neu belebten Regsamkeit.

Jetzt betrat er die geliebte Heimath, und mit Bittern nahte er sich dem Orte, wo die väterliche Wohnung ehemals gestanden hatte. Ach, seuzte er, sie wird wohl noch in Schutt und Asche liegen! Wer sollte sie denn auch wieder aufgebaut haben? Mein Vater ist ja leider nicht mehr unter den Lebenden, und meine Mutter? Hier traten ihm die Thränen in die Augen, und alle seine vorige Heiterkeit verschwand. Seine Schritte wurden langsamer, und nur mit bekümmertem Herzen gieng er weiter.

Nur noch einige Schritte, und er hatte die Höhe des Berges erreicht, von welchem er das Thal mit seinen Dörfern übersehen konnte. Jetzt war er oben,

und, o Gott! welch ein entzückender Anblick! Alle Dörfer standen verjüngt und verschönert da. Auch die väterliche Wohnung war größer und schöner aufgebaut. Rasch eilte er nun vorwärts, und wie eine Erscheinung vom Himmel sah er seinen Vater und seine Mutter vor der Thüre des Hauses sitzen. Kaum vermochte er vor Entzücken einen Schritt weiter zu thun. Er stand wie versteinert da, dann sank er auf seine Knie nieder, und dankte Gott für seine weisen und väterlichen Fügungen.

Leise und unbemerkt schlich er sich durch den Garten in's Haus, trat dann hervor, und sank mit einem Schrei der höchsten Freude dem Vater in die Arme. Alle drei hielten sich lange in stummer Umarmung umschlossen. Der Sohn drückte seinen Vater, den er auf dieser Erde nicht wieder zu sehen glaubte, und seine Mutter, deren ungewisses Schicksal ihn oft mit Sorgen und Kümmernissen erfüllt hatte, an sein Herz; und die Eltern hielten den Sohn, von dem sie seit dritthalb Jahren nicht die geringste Nachricht hatten, in ihren Armen. Tief gerührt, dankten sie gemeinschaftlich der göttlichen Rettershand.

Nachdem die ersten heftigen Regungen der Freude sich gemäßiget hatten, bemerkte Rudeli, daß sein Vater ein hölzernes Bein hatte. „Ist dieß die Folge jener blutigen Schlacht?“ — fragte der Sohn, und der Vater erzählte nun mit wenigen Worten, daß er fast zwei Tage lang, am Fuße und in der Seite schwer verwundet, auf dem Schlachtfelde gelegen, dann von den Landeuten gefunden, und in ein Lazareth gebracht worden war: daß sein gutes Weib nach einigen Wochen Nachricht von ihm erhalten, und ihn aufgesucht habe; daß er durch ihre sorgfältige Pflege und durch Gottes Hülfe, bis auf den Verlust seines Fußes, hergestellt sey, und daß die Gemeinden der drei benachbarten Dörfer seine Wohnung geräumiger aufgebaut, und bis jetzt sein Feld bestellten hätten.

Rudeli erzählte ihnen nun auch die Schicksale, die er mit dem geliebten Großvater, seit jenem schrecklichen Tage erduldet. Die Nachricht, daß der alte hinkällige Greis fast sechs Monate lang sein Brod vor den Thüren der Leute hatte erbetteln müssen, zerriß dem Vater das Herz, aber die Warmherzig-

keit des Pfarrers und der fromme gottselige Tod des Alten träufelte wieder Balsam in die blutende Wunde. Gleich am folgenden Tage schrieb Kudeli an seinen Wohlthäter und meldete ihm das glückliche Wiederfinden seiner Eltern. Auch diese fügten einige Worte des wärmsten Dankes hinzu. Die ganze Nachbarschaft gerieth in die lebhafteste Freude über Kudeli's Ankunft. Von allen Seiten kamen sie in fröhlicher Eile gelaufen, um ihn zu begrüßen, und den Eltern Glück zu wünschen. Den braven Hartung aber fand Kudeli nicht mehr; er war in der nächsten Schlacht, welche die Oesterreicher den Franzosen lieferten, geblieben.

Kudeli bebauete für seinen Vater das Feld, gieng für ihn auf die Jagd, und sorgte mit kindlichem Eifer für seine Pflege. Der Vater aber beschäftigte sich mit Korbflechten, und mit dem Ausschneiden der Thiere aus weichem Holze, womit er sich etwas Bedeutendes gewann. So lebte die kleine Familie wieder in der vorigen Glückseligkeit und Ruhe.

Abentheuer am Mörder-Creeck.

Nach der Erzählung eines jungen Britten.
(Mit einer Composition von G. R. Tab. XVIII.)

Gegen das Ende des Mai-Monats 1829 reiste ich von New-Orleans ab, in der Absicht, zu Lande Savannah, Georgiens Hauptstadt, zu erreichen. Ich kannte die Beschwerden, die Zögerungen und die möglichsten Gefahren, welche mit einer Reise durch die Wildnisse verbunden sind, aber ich achtete ihrer aus Reiselust nicht. Begierig verließ ich New-Orleans. Der Mond schimmerte herrlich, als ich in der zwölften Nacht nach meiner Abreise von dieser Stadt, einer tiefen Schlucht zuritt, welcher der dort rieselnde Mörder-Creeck den Namen gibt. Der Bach führt diesen Namen, weil hier vor etwa zwanzig Jahren eine Reisegesellschaft von dreißig Weißen, worunter mehrere Weiber und Kinder, welche dort Nachtlager hielten, von den Indianern überfallen ward, welche sie alle umbrachten und skalpirten. Ich hatte eine beschwerliche Tagreise gemacht, war zwar nicht weit, aber durch mehrere große Moräste gekommen, wo mein Pferd oft so fest stecken blieb,

daß ich in Gefahr gerieth, es zurückzulassen und allein über umgestürzte Baumstämme fortzukriechen zu müssen. Ermüdet, durchnäßt und vor Allem hungrig, entschloß ich mich, meine wollene Decke auszubreiten, Feuer anzumachen, und mich, nachdem ich mir Schinken gekocht und Kaffee gemacht hatte, unter dem dichten Laubdache hoher Bäume schlafend den Tag zu erwarten. Nachdem ich mein Pferd durch ein kleines Gehege von jungen Bäumen sicher gestellt und demselben ein in Maisblättern bestehendes Abendfutter vorgeworfen hatte, bereitete ich mein Mahl. Als es verzehet war und ich mein Feuer mit Holz reichlich versehen hatte, breitete ich meine Decke aus, legte meinen Sattelbeutel als Polster und Kissen hin und legte mich darauf. Es herrschte eine ängstliche Stille, die mich eine Zeitlang wach hielt; ich blickte auf die ruhige Mondscheibe, vernahm das plätschernde Murmeln unzähliger Bäche, die über ihr Kiesbett rollten, das Brausen ferner Wasserfälle, das Heulen des Wölfs und das tiefe Quacken der Frösche. Dabei fiel mir ein, daß ich am Mörder-Creeck lag, denn kaum hundert Schritte von mir bezeichnete ein halbverbrannter Baumstumpf die Stelle der erwähnten Mordscene. Plötzlich vernahm ich in dem Gebüsch ein Geräffel und rasche Fußtritte und erblickte einen Indianer auf dem Baumstumpf sitzend, der starr auf mich schaute. Ich sprach und rührte mich nicht, er blieb gleichfalls ruhig. Der schlank starke Mann trug eine schöne kriegerische Kleidung und war mit einem Bogen und einer Flinte bewaffnet. Ich ermannte mich, erhob mich rasch, eine meiner Terzerolen ergreifend, welche schussfertig neben mir lagen. Auch er stand auf und schritt langsam auf mich zu. Sogleich war ich auf den Füßen, und als er nahe kam hielt ich ihm die Terzerole entgegen, doch ein Schlag seines Tomahawks traf meine Hand so heftig, daß das zu Boden fallende Gewehr losbrannte. Ich wollte eine zweite Terzerole ergreifen, doch er sprang auf mich zu, und packte mich an der Kehle und schwang mich der Rechten seine mörderische Waffe. Den Todesstreich erwartend, stehete ich durch Zeichen und Blicke sein Erbarmen an. Er betrachtete mich einen Augenblick schweigend, ließ mich dann los, nahm meine Terzerole und schoß sie in die Luft. Nun zündete



Abentheuer am Mörder - Creck.

106. VIII.

er di
de
reih
Freu
das
jegt
vor
abr
gute
meln
kliche
frage
kine
warte
miten
reiff
das
so
feyr
und
W
mo
fey
de
ze
m
ge
da
da
D
in
fo
fo
re
re
re
da
am
gen
W
ma
B

er die an seinem Tomahawk befindliche Pfeife bei den glühenden Kohlen an, that einige Züge und reichte sie mir als Zeichen des Friedens und der Freundschaft; ich that dasselbe, und nun war ich, das wußte ich wohl, in seinen Händen sicher. Bis jetzt hatten wir kein Wort unter uns gewechselt, ich war auch der indianischen Sprache nicht mächtig, aber wie überrascht fühlte ich mich als er mich in gutem Englisch anredete. „Die Sturmwolken sammeln sich immer schrecklicher, sprach er zum Himmel blickend, mache dich bereit, folge mir!“ „Wohin,“ fragte ich. Er antwortete nicht, sondern schritt eine kleine Strecke vorwärts und blieb dann, mich erwartend, stehen. Ich gehorchte. In wenigen Minuten war mein Reisegeräth gesammelt und ich satztestest; der Indianer schlug nun einen Jägerpfad durch das tiefe Dickicht des Waldes ein. Bald ward es so finster um uns, daß ich meinen Führer nicht mehr sehen konnte; er ergriff daher den Zügel des Pferdes und leitete dasselbe. Wir waren ein paar englische Meilen fortgeschritten, als der Indianer plötzlich Halt machte, und gleich darauf schreckte mich der Knall seiner Flinte, welchem ein lautes Geheul folgte. In demselben Augenblicke bäumte sich mein Pferd ungewöhnlich und warf mich zu Boden; als ich mich mühsam wieder aus dem Dornengesträuche wand, gewahrte ich beim ersten Schimmer des Tages, welcher durch die tiefe Finsterniß der Niesenstämme graute, daß der Indianer seinen Bogen auf einen ungeheuren Wolf abschoss, welcher ihm raubgierig entgegen sprang. Der sichere Pfeil rauschte von dem starken Bogen in den Schädel des Unthiers, daß es heulend zusammenstürzte, während ihm der Indianer durch einen fürchterlichen Schlag mit dem Tomahawk vollends den Kopf zerschmetterte; dieses alles war das Werk weniger Sekunden. Ich äußerte mein Erstaunen über seine bewundernswürdige Gewandtheit; er antwortete nicht, lud seine Flinte wieder und schritt dann ruhig weiter, als wäre nichts vorgefallen.

Nachdem wir etwa vier Meilen zurückgelegt hatten, erreichten wir eine ganz einfache Hütte von einigen in den Boden gesteckten jungen Bäumen; die Umgebung der Hütte war mit Mais bepflanzt. Hier machten wir Halt; es war die Wohnung meines Führers. Ich stieg ab, band mein Pferd an einen

Baum und folgte dem Indianer in die Hütte, wo ich kein Hausgeräth fand als ein Lager von Büffel- und Rehhäuten in einer Ecke. Die Wände waren mit Kugelbüchsen, Tomahawks, Skalpiermessern, Schrootbeuteln, Pulverhörnern, Bogen, Köchern, Reh-, Büffel- und Bärenfellen behangen; mit Abscheu und Entsetzen zählte ich fünfzehn Hirnhäute, sämmtlich von Weißen jedes Alters, von dreijährigen Kindern und eisgrauen Greisen, eine Hirnhaut mit langen weichen nußbraunen Haaren, wahrscheinlich von einer jugendlichen Schönheit, die auch das Opfer unmenschlicher Grausamkeit ward. Mich schauerte, doch wagte ich es nicht, meinen Abscheu laut werden zu lassen.

Setze dich! rief der Indianer, indem er auf das Lager in der Ecke deutete. Ich gehorchte. Schweigend setzte mir mein furchtbarer Wirth Früchte und Milch zur Nahrung vor. Er setzte sich an meine Seite und wir verzehrten schweigend das wohlgeschmeckende Mahl. Plötzlich stand er auf und sprach:

„Du bist ein weißer Mann, ich fand dich schlafend, du warst bewaffnet, ich entwaffnete dich und bot dir die Pfeife des Friedens. Ein weißer Mann fand einst meinen Vater wehrlos und schlafend und ermordete ihn. Fünfzehnfach schwor ich die schreckliche That an den Weißen zu rächen und du kannst hier die Proben meiner Rache zählen. Als ich eines Abends von der Jagd zurückkehrte war meine Hütte verbrannt. Meine sterbende Mutter saß wehklagend bei den Trümmern. Meine Kinder und mein Weib, welche ich so innig liebte, waren ein Raub des Feuers geworden. Derselbe Fremdling, der einst meinen Vater erschlug, hatte meine friedliche Wohnung angezündet. Ich verließ den schrecklichen Ort und baute meine Hütte in dieser Waldung; komm mit mir und vernimm das Uebrige.“

Der Indianer verließ die Mahlzeit und ging voran in den Wald; ich folgte, unfähig ein Wort zu sprechen. Wir schritten durch verwachsenes Gebüsch unter riesenhaften Platanen, hohen Cedern und mächtigen Eichen, die ein grünes Dach bildeten, so dicht, daß es dem Regen trogte, der in Strömen sich entlud. Jetzt erreichten wir ein Gerüst, aus vier nahe beieinander stehenden Bäumen errichtet. Auf diesem Gerüste lag das Gerippe der Mutter des In-

dianers und zur Seite desselben stand ein rotherdener Krug, mit den Gebeinen seines Vaters und einer Handvoll Asche, die er von seiner verbrannten Wohnung gesammelt hatte. Wir schritten weiter durch die Waldung, und bald bemerkte ich, daß der Boden sich allmählig hob, obwohl die Belaubung die Aussicht um uns her hemmte. Zugleich vernahm ich das Donnergetöse eines Wasserfalls; wir folgten demselben und standen plötzlich am steilen Abhange eines schrecklichen Wasserwirbels; über zweihundert Fuß tief blickte ich hinab in die Schwindeltiefe der Felsenschlucht, durch welche der gedrängte Strom brausend schäumt, bis sich ihm eine zweite Spalte öffnet, wo er sich in das Walddunkel verliert. Mit Staunen und Angst betrachtete ich das prächtige Naturspiel. Endlich brach der Indianer das Stillschweigen. „Weder Tag noch Nacht, sprach er, rastete ich, bis ich den Vater-, Weib- und Kindermörder in meine Gewalt bekommen hatte. Sieh jene Ceder; dahin brachte ich den weißen Mann, der sich halb todt an meinen Armen fortzuschleppte; ich packte ihn, (hier schlang er seinen Arm fest um mich) schrie: komm mit mir zum Geiste der Welt, und mit diesen Worten sprang ich mit ihm in den Abgrund. Er rollte von mir ab; ich vernahm den Sturz seines Körpers in die schäumende Brandung; mich verschmähte der Tod, denn unverfehrt lag ich neben einem großen Steine, ich erklomm den Gipfel einer Platane, schwang mich auf ein vorragendes Felsstück und erreichte so die Stelle wo wir nun stehen. Nun mag ich nicht mehr länger leben, auf die Meinigen hat der große Geist zu sich gerufen, ich will ihnen heute noch das letzte Opfer bringen; komm folge mir!“

Todesangst lähmte meine Zunge, ich konnte nicht reden. Wir stiegen die Höhe hinab, auf welcher wir standen und lehrten auf dem wild verwachsenen Pfade zur Hütte zurück. Beim Eintritt lud mich der Indianer zum Essen ein; ich lehnte es ab. Dann nöthigte er mich zum Sitzen, doch blos durch Geberden, ohne ein Wort zu sprechen. Er legte Gewand und Turban ab und bekleidete sich mit einer bunten Festkleidung; dann nahm er fünf Hirnhäute, welche an einer Schnur aus Baumbast aufgereiht waren, ab, und hieng sie um den Hals; die Hirn-

haut mit den langen, weichen, rußbraunen Locken hing in der Mitte und breitete sich mit schauerlicher Pracht auf seiner Brust aus. So geziert, mit der Flinte in der Linken und der Streitart in der Rechten, die Kugeltasche, das Pulverhorn und das Skalpiermesser im Gürtel, wandte er sich zu mir und sprach: „Folge mir, und nimm die Büffelhaut mit, auf welcher du siehest.“ — Ich that's, aber mit Mühe, denn die Haut war schwer und lästig zu tragen. Der Indianer schritt langsam und mit würdevoller Haltung voran. Bei dem Gerüste, auf welchem der Leichnam seiner Mutter lag, angekommen, bestieg er dasselbe, legte Flinte und Streitart ab, nahm die Büffelhaut, breitete sie sorgsam über die Mutter, stellte zur andern Seite das irdene Gefäß mit den Gebeinen seines Vaters und der Handvoll Asche, mit welcher der Staub seines Weibes und seiner Kinder gemischt war. — Nach langem Schweigen ermannte ich mich endlich zu der Frage: Es ist doch nicht dein eigener Tod, welchen du das letzte Opfer nennst?

(Siehe die bildliche Darstellung.)

Er lächelte und antwortete nicht. — So habe Barmherzigkeit, fügte ich in Todesangst hinzu, und vernichte mich zuerst; denn in dieser Wildniß muß ich umkommen, wenn du todt bist.

Er schüttelte das Haupt und deutete empor zum Himmel. — Nein, sprach er, beachte das grüne Laub und wandle mit dem Winde. Nun aber schweig! und wenn ich zum Großen Geiste zurückgekehrt bin, dann bedecke mich mit der Büffelhaut und entweiche.

In Seelenangst, regungslos und kaum fähig zu athmen, stand ich da, während der Indianer sich wie zum Schlafen niederlegte und mir noch zurief: hieher brachten mich die Weißen. Bei diesen Worten zog er sein Skalpiermesser aus dem Gürtel und führte mit fester Hand einen Schnitt quer über den Unterleib. Das Blut ergoß sich; die Eingeweide quollen heraus. Mir flirrte es vor den Augen; ich lehnte mich an einen Baum und verbarg mein Gesicht in dem Laube desselben. Als ich noch einmal auf ihn blickte hatte er bereits vollendet.

Ich sammelte nun meine Entschlossenheit, bedeckte den blutenden Leichnam des Kriegers mit der Büffelhaut und ließ ihn ruhen, nach dem entse-

lichen Kampfe, den er im Erdenleben durchkämpft hatte.

Leicht fand ich den Weg zur Hütte zurück, bestieg mein Pferd, und des Rathes, welchen mir der Indianer ertheilt hatte, eingedenk, fand ich mich bald zurück an den Mörder-Creek. Alles, was mir auf der Reise von dort bis nach Savannah begegnete, war mir nicht so merkwürdig, als die Greuelscene im Urwalde am Mörder-Creek, die ich hier, der Wahrheit gemäß, erzählte.

Der Bogt und der Adlerwirth.

Einer, der auch nicht viel zu verzehren haben mochte, wie z. B. der Erzähler, welcher es kaum erwarten kann, bis die Herrn Bäcker zu K. so gnädig seyn werden, den Preis des Brodes nur einigermaßen mit dem der Frucht in Harmonie zu bringen, und der dem lieben Gott täglich dankt, daß er die edle Frucht, die Kartoffeln, wieder geschenkt hat, denn

Schön röthlich die Kartoffeln sind
und weiß wie Abaster!
Sie dau'n sich lieblich und geschwind,
und sind für Mann und Frau und Kind
Ein rechtes Wagenpflaster.

Also ein solcher kam, wie sich von selbst versteht, zu Fuß, gegen Abend ermüdet in ein schönes Dorf, und als er den schwarzen Adler erblickte, welcher ihm gleichsam zuzuwinken schien, griff er unwillkürlich in die Tasche, und dachte, seinen kleinen Geldvorrath überschlagend, bei sich selbst: Soll ich, wie Jacob der Erzvater, mein Haupt auf einen Stein legen, und den Himmel zum Zudecken nehmen, oder hier im schwarzen Adler meine müden Glieder ausruhen lassen, und mir etwas gütlich thun? Ich meyn' es soll noch langen, und morgen, will's Gott, komm ich ja heim; und so trat er, wiewohl etwas furchtsamen Blickes und Trittes, in die Wirthsstube. Guten Abend Herr Adlerwirth! könnte ich wohl hier übernacht bleiben? „Warum nicht, entgegnete dieser, nur abgelegt und hingesezt; ist was gefällig?“ Ich möchte gern ein Stücklein Brod und Käse, und ein Schöppllein Bier; „Bier? ja das führ ich nicht, da müßt ihr zum Bierwirth gehen; aber ein Schöppllein Wein will ich euch bringen, wie ihr ihn auf

der ganzen Reise nicht getrunken haben werdet.“ Er wird aber theuer seyn? sagte der arme Fußreisende ängstlich, indem er geschwind noch einmal sein Geld im Sack durch die Hand laufen ließ. „Ey was theuer,“ erwiederte der Wirth, indem er das Glas reinigte, „ich bin billig und nehme Rücksicht auf Reisende zu Fuß, die bei mir einkehren.“ Als nun der Wirth, welcher aus den Aeußerungen des Reisenden wohl merkte, wo diesen der Schuh drückte, und, ein großer Schalk, sich hieraus einen Hauptspäß versprach, den Wein holte, und den Befehl ertheilt hatte, dem Gast Brod und Käse vorzustellen, berechnete dieser in Gedanken die mögliche Zeche; der Wein soll kosten 12 kr. Käse 4 kr. Brod 2 kr. macht: 18 kr., dazu das Schlafgeld mit 6 kr. thut gerade Sechsbagen, und vielleicht könnte ich das Schlafgeld noch sparen, wenn ich mich erbiere, auf der Dfenbank zu schlafen. Als ihm nun der Wein, Brod und Käse vorgestellt war, sagte er: Herr Adlerwirth! ich bin von Jugend auf hart gewöhnt, und würde mir nichts draus machen, wenn ich auch dort auf der Dfenbank übernachten könnte; „Ey was, erwiederte dieser scheinbar unwillig, das wäre ja ein Schandstük für mein Gasthaus, nein! ein gutes weiches Federbett sollte ihr haben, wie es sich für einen Mann schickt, der zu Fuß reis't, und so lange ich lebe, soll kein Reisender sagen, daß er im schwarzen Adler auf der Dfenbank übernachtet hätte.“ — Dabei blieb's, und nachdem der Reisende Hunger und Durst gestillt, ward er in ein freundliches Stübchen geführt, wo ihn nach der Angabe des Wirths, ein mächtiges Bett zur Ruhe winkte. Des andern Tages trat er zwar gestärkt, aber mit großer Angst wieder in die Wirthsstube, und nachdem ihn der Wirth mit einem freundlichen guten Morgen begrüßt, fragte er, „was wollt ihr zum Frühstück? Kaffee, Chokolade oder etwa ein Schöppllein Eißer und ein Sauereffen, saure Nieren oder Kalbskopf?“ Nein! nein, entgegnete der Reisende, ich bin nicht gewöhnt zu Frühstücken, aber wissen möcht' ich gern, was ich schuldig bin; „das soll sogleich geschehen,“ sagte der Adlerwirth, ging hin an die schwarze Tafel, und sagte nach einigen, für den Reisenden peinvollen Minuten: „es macht accurat 5 fl. 24 kr. oder zwei Kronenthaler.“ Was! erwiederte der arme Reisende mit zitternder Stimme, so viel glaube ich nicht verzehrt zu haben, ihr Scherz

wohl Herr Adlerwirth; „Was — Scherzen? der Adlerwirth scherzt nicht, und wenn euch die Zeche zu hoch ist, so könnt ihr sie auch specificirt haben; allein dann seh' ich nicht dafür, daß noch mehr herauskommt. Es bleibt euch aber auch überlassen, mich zu verklagen, unser Vogt ist zwar ein strenger Mann, aber der Adlerwirth steht jedermann Red' und Antwort. Heut ist Gerichtstag, da könnt ihr eure Sache vortragen, seht! die Gerichtsherrn gehen schon auf's Rathhaus.“ Ja! sagte der Reisende, wenn noch im mindesten Gerechtigkeit hier zu Land ist, so wird mir nicht zugemuthet werden, diese ungeheure Zeche zu bezahlen; damit nahm er, mit Zurücklassung seines Reisebündels, Hut und Stock, und wanderte wie einer, der seiner Sache gewiß ist, gerade auf das Rathhaus los, und ließ sich dort durch den Gerichtsdienner melden. Nicht lange durfte er warten, da ward er vorgelassen; aber wer beschreibt sein Staunen, als er an der Sitzungstafel den Adlerwirth obenan sitzen sah, der ihn mit hoher, doch freundlicher Miene also anredete: „Ich bin der Vogt, was ist euer Begehren mein Freund?“ Das werdet ihr am besten wissen Herr Vogt, erwiederte der Reisende. „Und wenn auch ich es weiß, so wissen es doch diese nicht, auf die Gerichtsherrn zeigend, zudem kommt es nicht mir, sondern euch zu, den Vortrag zu thun, also spricht.“ Der Reisende erzählte nun mit Offenheit den Vorgang, und nachdem er geendigt, sagte der Vogt: „das ist, mit Günst zu melden, eine Prellerei, die ein ehrfames, Gerechtigkeit liebendes Gericht nicht dulden darf, und da wir an der Wahrheit der Angabe nicht zu zweifeln Ursache haben, so ertheilen wir dem Adlerwirth, dieser seiner Prellerei wegen, einen ernstlichen Verweis, und befehlen ihm, dem Reisenden nicht mehr als 24 Kreuzer abzunehmen, von Rechtswegen. Herr Gerichtschreiber fasse er die Sentenz ab, und lasse er diese sogleich dem Adlerwirth insinuiren gegen die Gebühr. Mein Freund, sich gegen den Reisenden wendend, ihr seyd entlassen.“ Dieser war wie aus den Wolken gefallen, dankte für das gnädige Urtheil und wanderte, sonderbar gestimmt, doch wohlgenuth, wieder dem schwarzen Adler zu. Weinade zu gleicher Zeit trat er mit dem Adlerwirth ins Haus. „Den Prozeß habt ihr gewonnen, sagte die-

ser, und willig füg' ich mich dem Urtheil, denn es steht in der Schrift, seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; aber hat mich der Vogt an Gerechtigkeit übertroffen, soll er mich doch nicht an Großmuth übertreffen. Behaltet demnach euern Sechsbägnert, und wenn wir noch eins oder zwei Schöppllein auf meine Rechnung in Freundschaft mit einander getrunken, dann wandelt in Frieden eure Straße, und trifft euch einmal wieder der Weg, dann geht nicht am schwarzen Adler vorüber, ihr wißt jetzt, daß Gerechtigkeit hier gehandhabt wird, daheim aber denket zuweilen an den Vogt und den Adlerwirth.“

Verschiedenes.

Der in diesem Jahre in Neapel Statt gehabte Carneval war sehr glänzend; freilich hat der Hof dabei das Meiste gethan. Man bemerkte unter andern als die vorzüglichsten und schönsten Darstellungen ein Barbaresken-Raubschiff, beinahe in natürlicher Größe, von zehn bis zwölf Kanonen, welche, mit etwas Pulver geladen, auch von Zeit zu Zeit unschädlich abbligten. Diese enorme Masse wurde von zwölf prächtigen, in Delphine verwandelten Pferden gezogen, die Neptun selbst als Kutscher lenkte. Auf dem geräumigen Verdecke, und selbst auf den hohen Masten, war das fünfzehn bis zwanzig Mann starke, türkisch gekleidete, Schiffsvolk unablässig beschäftigt, nach allen Seiten hin die von Zuschauern strogenden Balkons der Straße Toledo, bis in die obersten Stockwerke hinauf, mit Confecti zu beschießen, und zwar waren diese, im Gegensatz zu den andern, wirkliche Zucker-, nicht Gips-Confecti. — Unter mehreren kleineren Schiffen zeichnete sich noch ein Dampfboot — il Vulcano — aus. Dann erschien auf einer prächtigen Quadriga, von vier edeln Rossen gezogen, Achilles und Patroklos, so wüthend und nicht anders mit Stühigkeiten um sich werfend, als wenn die ganze Straße Toledo mit Trojanern besetzt gewesen wäre. — Spät am Abende, als sich die Menge schon verlaufen hatte, kehrte das große Schiff, sehr schön bis in die Masten hinauf erleuchtet, majestätisch die Straße herunter in das Schloß zurück.

Redigirt und gedruckt unter Verantwortlichkeit der E. F. Müller'schen Hofbuchhandlung und Hofbuchdruckerey.

enn es
rißte,
Wogt
nicht
waren
n. zwei
schloße
gaben
der Weg,
aber, die
et mich,
gt und

aber Ge
abri hat
die vor
erbarst
en gese
er ge
igten.
tigen,
die
gerde
Wien,
dürftig
nach
anden
berien
n, und
ndern,
Unter
ein
stien
Wes
id und
stiel
waren
ist
ste
ste
st